

Wann wir fahren wollten?

Ich sagte ihm, wir würden etwas Zeit brauchen.

Meine Idee war, bis dahin zusammen mit Sebastian mit den geschädigten Personen zu reden, um mit ihnen einen Weg der Entschädigung für sie zu finden. Darüber würde dann ein Vertrag mit Sebastian geschlossen. Wenn dieses erledigt wäre, würden wir fahren.

Der Richter war davon sehr angetan und meinte, das Geld, was Sebastian zurückgehalten und ich ihm gegeben hätte, würde er mir wiedergeben und es sollte den Grundstock für diese Idee bilden.

Ob Sebastian all das verstanden hätte, das wäre für ihn sehr wichtig.

Er hatte.

Nach der Verhandlung zog der Richter mich beiseite und meinte, ich solle von Zeit zu Zeit zu ihm kommen, um ihm zu erzählen, wie es mit Sebastian läuft.

Als wir aus dem Gerichtsgebäude kamen, verhielt sich Sebastian wie ein dressierter und eben gerügter Hund. Er trottete fast meine Seite berührend und wirkte ständig bei Fuß.

Nachdem wir zu Hause angekommen waren, sagte ich Sebastian, er solle seine Sachen packen und ging in mein Zimmer.

Ich fühlte meinen Rücken in Bezug auf Sebastian gut gestärkt. Ich hatte nicht mit einem solch überlegten Urteil gerechnet. Das Mauseloch, durch das Sebastian immer wieder vorher flüchten konnte und das er selbst hier versucht hatte zu finden, schien für ihn nun nicht mehr erreichbar.

Nachdem wir gegessen hatten, sagte ich Sebastian, dass wir zur Bounty Bar gehen würden, um mit dem Besitzer über eine Wiedergutmachung zu verhandeln, er solle sich selbst schon mal Gedanken machen.

Benni war über unser Kommen überrascht und verstand erst nicht, was der Zweck war. Er war so sauer, dass er laut rumschimpfte und Sebastian drohte, ihm eine zu donnern, wenn er sich noch mal in der Bounty Bar sehen ließe.

Nachdem er eine Weile weiter geschimpft hatte, meinte er dann, die Sache mit dem Geld für Schnaps und Zigaretten, die Sebastian geklaut hätte, wäre ihm zweitrangig, er wolle wissen, was Sebastian sich vorstellen könnte zu tun, um die Sache auszugleichen.

Sebastian hatte keine Idee.

O. k., meinte Benni, dann könnte Sebastian ja saubermachen und unter seiner Bar aufräumen und dann wollte er weitersehen.

Ich ging mit Sebastian die Treppe an der Schräge entlang, die den Sprung im Gelände runter zum Meer ausmachte. Es lag eine große Menge an leeren Bierflaschen, Plastiktüten, Kippen, leeren Zigarettenschachteln und Glascherben auf der Schräge.

Sebastian maulte: „Man eii, det sollick uffräum da rutsch ick ja alle Oorenblücke runta eii un meine Hose eii?“

„Wenn dir das nicht passt, geh zu Benni und sage es ihm, nicht mir“, meinte ich.

„Nee, det machik nich, denn scheuerta mia ‘n paa eii.“

Ich sagte ihm das würde er nicht tun, aber eine freundliche Auseinandersetzung würde es sicher nicht werden.

„Scheiße eii, denn machik dette eii scheiße. Aba det sachick da jleich, mea mach ick nich eii Alta eii.“

„Auch das musst du nicht mir sagen, sondern Benni“, antwortete ich.

Benni warf ein Paket Plastiktüten runter und Sebastian begann mit dem Aufräumen.

Von Zeit zu Zeit ging ich nach unten, um zu sehen, wie weit er war, von Zeit zu Zeit kam er hoch um mich zu fragen, ob es nun gut sei.

„Frag nicht mich! Benni war der Geschädigte und er muss wissen, wann es für ihn genug ist.“

Nachdem er zwölf große Mülltüten und damit den Müll von Jahren weggesammelt hatte, ging er zu Benni und fragte, ob das genug sei. Er bekam eine Cola und die Antwort, es sei noch nicht genug, er solle erst mal seine Cola trinken und dann würde er noch eine Arbeit bekommen.

Nach einigen Minuten kam Benni mit dem Auto zurück. Er hatte ein Buschmesser und eine Harke in der Hand. „Hier,“ sagte er zu Sebastian, „diese beiden Palmen sollen weg. Wenn du die sauber abgeschlagen hast, in Stücke zerteilt und alles zusammengeharkt und verbrannt hast, ist es o. k.“

Sebastian schluckte, schaute zu mir und meinte: „Eii mann eii, weeste wie hart det Holz is mann eii, wie lange Sseit sollickten da malochen eii, allet zu machn eii?“

Ich zeigte auf Benni: „Warum erzählst du mir das, Benni steht dort, sag es doch ihm.“

„Mann eii“, jammerte er, stand auf und wollte zur Palme runtergehen.

Ich hielt ihn auf und erklärte ihm, dass er erst mal die Blätter der Palme abschlagen müsse, bevor er beginnen könne, sie unten umzuschlagen. So würde sie beim Fallen das Blechdach des Nachbarn nicht verbiegen und es gäbe keinen Ärger.

Ich nahm an, jetzt würde er bocken, doch die Idee, erst auf die Palme zu klettern, ohne Leiter und das vor den Augen der tonganischen Gäste, und von der Straße aus ebenso zu sehen, schien ihm zu gefallen.

Im Nu begann er seine Show, war oben und begann profimäßig die Entblätterung. Danach machte er den Rest an der Erde ohne Zuschauer, dafür mit Herummaulen. Erst als ich ihm half, die einzelnen Teile zusammenzusammeln und aufzuhäufen, wurde er wieder friedlich.

Am Ende des Nachmittags fuhren wir zum Internetcafé. Ich wollte dem Träger über das Ergebnis des Urteils berichten. Ich fragte Sebastian, ob er auch noch jemanden benachrichtigen wollte, es wäre ja nun die letzte Möglichkeit für lange Zeit, wo er es persönlich machen könnte.

Er verneinte. Er hätte ja auch keine E-Mail-Adresse.

Wir richteten ihm eine ein. Anfangen konnte er damit im Moment nichts, er war nie zuvor in der Situation, jemandem zu schreiben oder etwas Privates geschrieben zu bekommen. Die Aktion machte ihm aber etwas mehr deutlich, welchen Schritt wir jetzt bald gehen würden.

Am folgenden Tag besuchten wir den Besitzer der zweiten Bar und den des Supermarkts. Sebastian war beide Male sehr verunsichert, jetzt vor den jungen Verkäuferinnen den normalen Weg zu gehen, an der Kasse vorbei, von den Mädchen genau beobachtet, in das Büro des Besitzers.

Natürlich waren sie zu Sebastian nicht sonderlich freundlich, aber über die Idee, warum wir gekommen waren, angenehm überrascht.

Sie wollten die gestohlenen Artikel ersetzt sowie das gestohlene Geld zurückhaben. Ich besprach mit ihnen im Beisein von Sebastian, dass wir dabei wären, nach Fofoa zu ziehen und dass ich etwa alle zehn Tage zu ihnen kommen

würde, um einen von Sebastian erarbeiteten Geldbetrag in seinem Namen zurückzuzahlen.

Ich hatte Sebastian geholfen, einen Rückzahlungsvertrag vorzubereiten mit einer Zeile für das Datum und einer Spalte für gezahlte Summen und die entsprechenden Unterschriften. Beide Seiten unterschrieben das Dokument und mit Handschlag wurde die Sache besiegelt. Wir waren bereit.

Einen kurzen Einblick hatte Sebastian darüber, was ihn auf der Insel erwartete. Es war etwas mehr, als der Betrachtung einer Postkarte zu entnehmen wäre: Wir waren einmal kurz auf Fofoa gewesen, wirklich kurz. Das war am Anfang. Ich wollte damals, dass Sebastian sah, was es bedeuten würde, während der Woche auf Fofoa zu leben und zu arbeiten und am Ende der Woche in Neiafu.

Die neue Mooring, die ich in Toula gebaut hatte, sowie der neue Steg hatten sich bewährt in der Zeit, in der ich in Europa war. Paul, mein guter Nachbar, berichtete mir, er hätte das Boot jeden Tag kontrolliert.

Selbst bei heftigem Wind und entsprechenden Wellen sei alles stabil geblieben und die neue automatische Bilgepumpe, die ich eingebaut hatte, hätte sich ebenfalls stabil gezeigt. Also machten wir das Boot am kommenden Morgen klar.

Der Motor startete gut und nach kurzem Laufenlassen fuhren wir tanken. Als Probefahrt nahmen wir dann den Weg zum Hafen, wo wir das Boot festmachten.

Bootswerkzeug, Ankerkette und Anker, Festmacherleinen, Reservetank, Erste-Hilfe- Ausrüstung, Schwimmwesten und die Rettungskiste mit Trockenverpflegung, Trinkwasser und Signalaraketen – alles war noch unberührt an Bord. Werkzeug für die Insel, Trinkwasser und Verpflegung mussten noch auf das Boot geschafft werden.

Meine Vorstellung von Sebastians und meinem Aufenthalt auf der Insel hatte sich seit den letzten Vorfällen verändert. Ich fand es jetzt angebracht, mit ihm auf der Insel wirklich bei null anzufangen. Kein anderer Einfluss als die Natur und meine Person.

Nachdem wir alle Dinge zum Hafen und an Bord gebracht hatten, fuhren wir noch weitere Besorgungen machen:

zwei gelbe Plastikplanen von der Rolle, zwei mal vier Meter,
je zwei Pakete Nägel, kurz und lang,
zwei mal zwanzig Meter Bindedraht,
zwei mal zwanzig Meter Bindfaden,
zwei Buschmesser,
vier paar Lederhandschuhe,
zwei Hämmer,
zwei Bügelsägen,
zwei Pakete Streichhölzer,
zwei Feuerzeuge,
zwei Petroleumlampen vom Chinesen,
zwei mal ein Liter Petroleum,
zwei Gabeln und Löffel,
zwei mal Essgeschirr,
eine große Menge Hartbrot,
zwei mal zwanzig Konserven Fertiggerichte,
zehn Gläser Marmelade,
vier Kilo Margarine,
Knoblauch und Zwiebeln,
zwei mal 500 Gramm Tee,
zwei mal zwei Kilo Trockenmilch,
zwei Packungen Vitamintabletten,
und acht Weißbrote.

Sebastian wurde bei diesen Vorbereitungen immer ruhiger. Er fragte, ob ich ihm nicht einen Vorschuss geben könnte, ich wüsste ja, wie abhängig er von Zigaretten sei. Ich verneinte. Er hätte sein Taschengeld bekommen und wüsste über seine Situation. Wenn er dann seine Einteilung mit Zigaretten nicht fertigbrächte, wäre es sein Problem.

Nachdem wir uns dann noch bei der Polizei abgemeldet hatten, legten schließlich wir ab. Bei See mit Bäckermützen – es windete stark und Schaumkämme entstanden auf den Wellen – kamen wir eineinhalb Stunden später an meiner Mooring auf Fofoa an.

Ich mochte, muss ich sagen, das sehr salzhaltige Pazifikwasser in Tonga nicht. Wenn ich darin schwamm, hatte ich den ganzen Tag, insbesondere wenn ich arbeitete und schwitzte, das Gefühl zu kleben.

Sebastian hatte mir berichtet, er sei der große Schwimmer und würde sich im Wasser pudelwohl fühlen. Er war jedoch in Anbetracht der neuen Gesamtsituation und der heftigen Wellen, die schon bis über das Boot schlugen als wir ankamen, nicht mehr so motiviert, was das Schwimmen anging.

Wir fuhren das Boot auf den Strand und luden aus. Blauer Himmel, Strand, Palmen, Wellen mit Schaumkronen – und das jetzt für Monate. So hatte sich das glaube ich keiner von uns beiden vorgestellt.

Bevor Sebastian sich setzen konnte, forderte ich ihn auf, alle Sachen, die ich gekauft hatte, auf zwei Haufen aufzuteilen und dann seine Sachen, wie Kleidung, Schlafsack und Isomatte und seinen Rucksack, auf einen der beiden Haufen zu legen. Ich würde in der Zwischenzeit das Boot an die Mooring fahren und festmachen.

Als ich zurückkam, stellte ich fest, dass er bis auf das Essen alles aufgeteilt hatte. Er saß und rauchte. Ich setzte mich ein Stück weit von ihm ebenfalls auf den Strand und sagte nichts. Mir war nicht danach.

Nach einigen Zigaretten fragte er: „Watten eii, wat issen nu?“

„Wir sind jetzt auf der Insel“, antwortete ich.

„Un weita eii?“

„Nichts“, sagte ich, „du kannst ja jetzt anfangen, dich einzurichten.“

„Wie eii, watten eii, einrichtn?“

„Na such dir aus, wo du wohnen willst.“

„Spinnste eii, wo soll ickn hia wohn eii?“

„Na hier auf dem Strand ist wohl im Moment der angenehmste Platz.“

„Watten eii hia eii, sons noch wat eii Alta eii? Spinnste eii?“

„Kannst du was anderes sehen als den Strand? Wenn du willst, kannst du auch auf der Insel herumlaufen und schauen, ob du was Besseres findest.“

Langsam, ganz langsam und tief, tief in mir begann ich mir der neuen Realität bewusst zu werden.

Endlich hatten wir hier eine Situation, in der Sebastian – oder gleich wer – fordern konnte, was er wollte, schreien, maulen, heulen, drohen, verweigern

oder sich auf den Kopf stellen und mit den Beinen im Himmel „Hurra“ schreien, mit Geld um sich schmeißen oder nichts besitzen – es würde sich nichts ändern, wenn er nicht bei sich beginnen würde. Und das alles würde einfach geschehen, ohne dass ich ständig dahinter sein müsste.

Allein die Einsichten würden wirken: Wenn ich nicht nass werden will, muss ich etwas schaffen, das es verhindert, dass ich nass werde – und wenn ich Hunger habe, muss ich mir was zubereiten – und wenn's gekocht sein soll, muss ich Feuer machen – und wenn das Holz feucht ist, muss ich ... Und all das ohne mein Zureden und Auffordern, ohne Verbote ... ich musste einfach nur warten und im richtigen Augenblick da sein! Ihn sich neu erleben lassen – eben bei null anfangen. In dem nun gesteckten Rahmen lagen alle Zuständigkeiten bei ihm selbst, bei niemandem sonst.



Eine tiefe Ruhe breitete sich in mir aus, die ich in meiner Arbeit bisher nicht gekannt hatte.

„Wo soll icken hia schlafn eii?“

„Na, wie gesagt: auf dem Strand.“

„Un du eii, wo pennstn du eiii?“

„Auf dem Strand.“

„Un wie lange soll dette jehn eiii?“

„Eine Woche, einen Monat, zwei ... – das wird sich zeigen.“

„Spinnste ii?“

„Nee.“

„Un wenn et reechnen tut eiii?“

„Dann wirst du nass, wenn du nicht die Plane aufgespannt hast.“

„Watten eii, welche Plane eiii?“

„Na die Plastikplane, die gelbe.“

„Det jelbe Ding da eii, spinnste eii wie sollen det jehn?“

„Na, auf der einen Seite auf dem Strand festgemacht, schräg hoch spannen und am Felsen dort oben befestigt.“

Schweigen.

„Eii, det jeet doch allet nich, wie du dia det vorstellen tust.“

„Doch, doch das geht.“

„Un Essen un allet hia eiii?“

„Musst du dir machen.“

„Wodn eii, wiien?“

„Na hier, alles auf dem Strand.“

Schweigen.

„Ja, aber wenn du nicht willst – ich habe dir ja gesagt, such dir einen schöneren Platz, du musst nur nachschauen.“

Ich stand jetzt auf und begann, die Plane auseinanderzufalten. Das gestaltete sich sehr schwierig, weil sie stark im Wind flatterte. Ich verteilte mehrere Hände Sand darauf, so lag sie ruhig, und dann machte ich so weit wie es ging am Ende der Ecken Knoten in die Plane.

„Hasta übaleecht wa, jeet wohl nich mittem uffspann wa eiii? Wisse wool drinn schlafen wa eii, dir innrollen wa?“ Ha, ha.

„Nein, ich wollte nur nicht, dass die Plane flattert, deshalb habe ich Sand darauf geschüttet. Und generell, Sebastian, lass mich in Ruhe. Ich bin so sauer

auf dich, dass ich es vorziehe, auch wenn ich Hilfe brauche, lieber alles alleine zu tun, statt dich zu fragen.

Nimm deinen Kram, geh ans Ende vom Strand und lebe dort, ich will und kann dich im Moment aus der Nähe nicht ertragen, nach der ganzen Scheiße, die du abgezogen hast.“

„Eii spinnste eii, warum soll icken dahinten hinjehn eii?“

„Hab ich dir doch gesagt, ich kann dich im Moment nicht sehen.“

„Ei un essen eii?“

„Du machst alles alleine.“

„Un kochen eii mann?“

„Du machst alles alleine.“

Er packte seine Verpflegung und seine Sachen in den Schlafsack und zog ab. Nach wenigen Metern schon stoppte er und wollte sich niederlassen.

„Weiter, Sebastian, weiter, am liebsten ans Ende vom Strand!“, rief ich ihm nach.

Er drehte sich um zu mir, immer noch den Schlafsack geschultert, murmelte etwas, drehte sich zurück und ging weiter bis ans Ende des Strand.

Nachdem ich die Strippen befestigt hatte, versuchte ich, den unteren Teil der Plane mit einem angeschwemmten Baumstamm so zu fixieren, dass der obere Teil den Felsen oben noch erreichen würde. Oben hielt die Strippe nicht, weil das Lavagestein scharfkantig war wie ein Messer. So musste ich erst Draht nehmen und die Strippe daran binden.

Sebastian beobachtete alles aus der Ferne und rauchte.

Danach legte ich die Isomatte unter die Plane und darauf den Schlafsack. Jetzt sah es schon fast wohnlich aus.

Meinen Seesack lehnte ich an den Felsen, nahm mein Waschzeug und Handtuch heraus und hängte beides an vorstehende Felsspitzen. Nun hatte das Ganze hier wirklich schon Wohnatmosphäre.

Als ich so auf meinem Schlafsack lag, der Wind mir den Sand um die Ohren blies, und ich darüber nachdachte, was jetzt weiter in dieser Woche passieren sollte, sah ich im Augenwinkel Sebastian im Sand sitzen und mit der Plane kämpfen. Er begann also, sich konkret mit seiner Situation im wahrsten Sinne

des Wortes auseinanderzusetzen. Ich hörte ihn schimpfen und fluchen, kümmerte mich aber nicht weiter darum.

Nach einer Weile bekam ich Hunger und wollte mir einen Tee kochen und frisches Weißbrot mit Margarine und Marmelade essen.

Sebastian hatte die Plane inzwischen so weit flatternd aufgespannt, dass er darunter kriechen konnte. Er bemerkte mich, hielt inne und beobachtete, was ich machen würde.

Ich machte eine Vertiefung in den Sand, brach kleine trockene Äste ab, sammelte trockene dickere Äste und zündete das Feuer mit Papier an. Während es anbrannte, suchte ich drei dicke Holzstücke, legte sie um das Feuer und balancierte das Kochgeschirr oben drauf. Nach kurzer Zeit blubberte das Wasser und ich konnte mir den Tee machen.

Während ich ihn ziehen ließ, schnitt ich mir auf den Konserven drei Scheiben Brot und achtete darauf, für die Esswaren Windschatten abzugeben. Es würde von jetzt an – außer bei völliger Windstille – nötig sein, alles so schnell wie möglich in Plastiktüten zurückzulegen und diese zu verknoten, um nicht permanent Sand zu kauen.

So, Milchpulver dazu, Margarine und Marmelade drauf und fertig war das Festmahl.

Sebastian kam zu mir und fragte: „Kann ick uff dett Feuer mein Wasser kochen eii?“

„Nein, mach dein eigenes!“

Nach ein paar Versuchen, das Feuer anzubekommen, schimpfte er brummelnd vor sich hin und gab auf. Er trank den Rest seiner Cola und aß sein Brot.

Der Rest von Cola bei Jugendlichen oder die vorletzte Zigarette auch bei Erwachsenen setzen bekanntermaßen allgemein Alarmsignale in Betrieb. Bei Jugendlichen in Sebastians Situation wird bis dahin alles verdrängt. Ist der Moment des letzten Schluckes Cola erreicht und kein Ausweg in Sicht, fällt die Stimmung schlagartig ins Bodenlose und der Person, die auch sonst für die Versorgung zuständig ist, von Toilettenpapier über Marmelade und sauberem Toilettendeckel bis zur Cola, wird versucht, die Verantwortung dafür überzustülpen.

Es beginnt so: Erst wird der bald anfallende Notstand ohne direkte Ansprache mit: „Scheiße, der letzte Schluck, der letzte Zug“, in den Raum gestellt. Dann, wenn keine positive Reaktion kommt, wird weiter rumgejammert. Es lief auch hier alles wie vorherzusehen.

„Scheiße aii mann aii.“

Pause.

„Auuu, vafluchte Scheiße.“

Kleine Pause.

„Naja eii, inna Woche ha ick ja wieda welche.“

Es fragt immer noch keiner.

Etwas ungehaltener und lauter: „Maann eiüü.“

So, damit ist dann genug. Keine Reaktion – also eine Zeit lang warten, dann Änderung der Taktik.

Ganz freundlich: „Duu, Uwe eii, kannste mia ma Jeld lein fua ‘ne Packung Ssaretten eii? Kannste mia ja von Taschenjeld abssieen eii.“

„Nee, mache ich nicht, ich bin nicht für deine Zigaretten zuständig.“

So oder so ähnlich ist der normale Ablauf.

Hier jedoch, ohne jegliche Möglichkeit, an Cola oder Zigaretten zu kommen, müsste eigentlich etwas Neues entstehen.

Als Erstes: versuchen, auszuhalten. Leiden und nichts sagen. Damit hat man ja nun seinen guten Willen gezeigt und verbessert seine vermeintlichen Chancen. So, man hat seinen Teil getan und nun ist der „Versorger“ wirklich dran. Wie es zu dem Versorgungsengpass kam ist egal, es zählt der letzte Zug oder der letzte Schluck, so nach dem Motto: Das haben meine Eltern davon, jetzt habe ich kalte Hände, warum geben sie mir keine Handschuhe.

Bei der Suche nach dem Verantwortlichen für die momentane Suchtsituation neigt der Leidende dazu, jemandem aus der Gruppe von Menschen, in der er sich befindet, dem ihm am nächsten Stehenden, meistens eben dem ihn Versorgenden die Verantwortung für seine missliche Lage zuzuschieben. Die Suche nach Schuld außerhalb der eigenen Person ist eine menschliche Eigenschaft, die auch ähnlich in anderen Bereichen wie zum Beispiel in der Politik vorkommt.

In Tonga wird es das ganze Jahr über zwischen sechs und halb sieben langsam dunkel. Meine Petroleumlampe musste noch vorbereitet werden, ich füllte sie also, zündete sie an und ging an die Flutgrenze. Sebastian würde über kurz oder lang dort erscheinen, um seine Lampe erklärt und angezündet zu bekommen. Ich musste eine Weile warten.

Natürlich wollte er mit der Lampe auch alleine klarkommen, ich hatte jedoch Angst, er würde mit dem Einfüllen des Petroleums Schwierigkeiten haben und eine Menge daneben schütten, wie auch das Anzünden und die Einstellung der Flamme ein bisschen kompliziert waren.

Als er sauer war, weil sich schon der Verschluss zum Einfüllen nicht öffnen ließ, rief ich, er solle mal mit der Lampe und dem Petroleum kommen, ich würde es ihm zeigen.

„Globste ick kann det nich alleene eii“, meinte er, stand auf und kam langsam zu mir, blieb in der Hocke neben mir und gab mir die Lampe. Ich sagte ihm, die Verschlüsse dieser Lampen wären am Anfang meistens schwer zu öffnen, weil das Gewinde noch trocken sei, etwas rostig oder von der Farbe verklebt. Später, mit Petroleum, würde es leichter gehen.

Ich stand auf, holte mein Brotmesser und sagte ihm, er solle die Lampe festhalten. Mit einem Stein schlug ich vorsichtig auf das Ende der Griffseite, wobei die Spitze der Schneide, die ich an dem Verschluss angesetzt hatte wie einen Meißel, sich entsprechend den Schlägen drehte. Zwei Mal, dann war die Lampe mit der Hand zu öffnen.

„So“, sagte ich ihm, „dieses Mal, weil es schon fast dunkel ist und du diese Lampe zum ersten Mal benutzt, fülle ich sie dir auf, ab morgen ist es deine Sache.“

Ich zeigte ihm, wie das Glas zu öffnen war und wie die Einstellung des Lichts funktionierte. Er zündete sie an und drehte den Docht soweit runter, bis sie nicht mehr rußte. Dann meinte ich: „Wir stehen morgen um sieben auf, jeder frühstückt auf seinem Platz und um acht gehen wir mit dem Buschmesser nach oben und beginnen zu arbeiten. Gute Nacht.“ Ganz bedepert ging er zu seinem Zelt.

Am nächsten Morgen, als wir auf dem oberen Teil der Insel waren, sagte ich ihm, was wir in der nächsten Zeit als Arbeit machen würden. Eine Menge von

gerodetem Busch musste zusammengesammelt und verbrannt werden. Danach mussten wir die Palmen, die im letzten Hurrikan vor zwei Jahren umgeweht wurden, verbrennen. Ebenso die trockenen spitzen Stümpfe von Sandelholzbäumen, die geplündert worden waren, um sie teuer zu verkaufen, waren ebenerdig abzuschlagen.

Bis wir das freigeschlagene Gelände so weit hatten, dass Wege zwischen den schon gekennzeichneten Baustellen entstehen konnten, sollte noch eine lange Zeit vergehen. Wege entstehen eigenartigerweise, wenn sie angenehm zu gehen sind, auf einer großen Fläche nach dem Gefühl ganz von selbst. Kennzeichnungen, wo der Weg verlaufen soll, nimmt der Mensch bestenfalls nur vage an. Wo er tatsächlich verläuft, entscheidet die Intuition. Und dieses Empfinden, wo ein Weg angenehm verläuft und wo nicht, scheint bei allen gleich zu sein.

Wenn uns auf einem entstandenen Hauptweg etwas behinderte, was einen kleinen Umweg verlangte, wurde dieser eben benutzt, aber sowie das Hindernis beseitigt war, ging man den alten Weg. Wenn ein Baum umgehauen wurde und auf einem Weg lag, wurde als Erstes, ohne Absprache, an der Stelle begonnen, ihn zu zerlegen, wo er den Durchgang behinderte.

Wir hackten also, zogen, verbrannten jeden Tag fünf, sechs Stunden Holz und Gesträuch und kamen dabei langsam vorwärts.

Man lässt sich dabei leicht täuschen: Man verbrennt große Mengen, aber für den tatsächlichen Freiraum, wenn man ihn sauber haben will bis auf das Gras am Boden, das je nach Lichteinfall zögernd wächst, oder bis auf die Erde, muss ein Raum drei, vier Mal überarbeitet werden, weil es meist mehrere Schichten sind, die übereinander liegen. Jede abtransportierte Schicht vermittelt das Gefühl: so, jetzt ...

Dann kommst du vom Feuer zurück und stellst fest: Da liegen ja immer noch Äste und vor allen Dingen von den Kokosnussratten leergefressene Kokosnüsse. Tausende.

Diese Kokosnüsse werden von den Ratten, die auf die Palmen klettern und die Nüsse von den Stielen abfressen, bis sie runterfallen, am Boden aufgenagt, vier, fünf Zentimeter große Löcher, und von innen ausgefressen. Die Tiere sind dabei sehr professionell. Wenn die Kokosnuss fällt, beobachten sie von

oben, wo sie hinfällt, rennen gezielt runter zur Nuss und beginnen dort zu nagen. Da sie immer von der Seite ihre Öffnung machen, füllen sich die leeren Kokosnüsse später bis zur Öffnung mit Regenwasser und stellen so über Jahre hinweg bestgeeignete Nistplätze für die Moskitos dar, die ihre Eier in den Nüssen ablegen.

Sie bilden aber auch Stolperstellen. Sie rollen weg, wenn man drauftritt, und die Möglichkeit, sich den Fuß zu verstauchen, ist gut gegeben.

Es dauert etwa fünfzehn Jahre, bis sie verrottet sind.

Nach einigen Tagen, in denen Sebastian gelernt hatte, Dosen mit dem Buschmesser zu öffnen und Feuer anzumachen, auch mit feuchtem Holz, begann er zu versuchen, den Abstand zwischen unseren Behausungen zu verringern. Ebenso verfuhr er mit dem Abstand zwischen unseren Feuerstellen. Sicher war dieses Verhalten nicht sonderlich vordergründig – es entstand aus der Gesamtsituation, aus seinen emotionalen Bedürfnissen. Wer wird schon gerne weggeschickt und dazu auf einer einsamen Insel, ohne dass sich der Wunsch entwickelt, eben nicht mehr einsam zu sein oder wenigstens weniger einsam? Und wer zieht nicht das Gespräch mit jemandem, den er in die Hölle wünscht, einem Selbstgespräch oder dem Monolog mit Bäumen, Pflanzen oder Tieren vor?

Mehrere Male sagte ich ihm, er solle mir nicht so auf die Pelle rücken. Ich fragte ihn, ob er mal Vögel in Gruppen beobachtet hätte, sie hätten so was, das würde sich Hackordnung nennen. Wenn sie nicht zu einem gemeinsamen Schwarm gehören, sitzen sie, wenn sie landen, in gehörigem Abstand zu den anderen. Nur wenn sie in einem gemeinsamen Schwarm sind, sitzen sie nah beieinander. Gut zu sehen wäre dies, wenn sie auf einer Stromleitung sitzen, zu der Zeit, wenn sie im Herbst in Europa in den Süden fliegen, oder von dort zurückkommen. Sie sitzen, zwanzig oder mehr, auf einer Leitung und keiner berührt den anderen. Diese Entfernung zwischen ihnen ergibt sich daraus, dass sie alle so sitzen, dass keiner, wenn er versucht, den andern mit seinem Schnabel zu hacken, ihn erreicht. Daraus ist etwas entstanden, was sich Hackordnung nennt.